

Tishani Doshi Die Glücks- sucher

Roman



Tishani Doshi
DIE GLÜCKSUCHER

Roman

Aus dem Englischen von
Werner Löcher-Lawrence

BLOOMSBURY BERLIN

BLOOMSBURY PUBLISHING • LONDON • NEW YORK • BERLIN

Für meine Eltern, die ursprünglichen Glückssucher

TEIL EINS

Die Sylvan Lodge
1968 -1974

Aufbrüche und Augenwischerei

In den frühen Stunden des 20. August 1968, dem Morgen, an dem sein Sohn abreisen sollte, gab sich Prem Kumar Patel einem Luxus hin, der ihm in den siebenundvierzig Jahren seines Lebens noch nie zuteil geworden war: Er träumte. Es war ein langer, schrecklicher Traum, der ihn zurück in den Leib seiner Mutter und zugleich bis ans Ende seines Lebens zu schleudern schien, in ein Tal, das in Eis getaucht war. Prem Kumar träumte, auf Berge zu steigen und nach seiner Frau und seinen vier Kindern zu suchen. Er hatte sie verloren, in einem seltsamen Reich, in dem die Männer die Geister ihrer Vorfahren auf dem Rücken trugen und die Frauen sich in den Bäumen versteckten und mit vergifteten Pfeilen schossen. Prem Kumar stand vor einem großen hölzernen Durchgang und hörte seine Kinder schreien. Besonders Babo, seinen Ältesten, dem kalt war und der eine zusätzliche Decke zum Schlafen wollte. Babo war die frostige Luft nicht gewöhnt, seine dunkle, walnussfarbene Haut wurde pistazienblass, und er rief nach Prem Kumar: »Warum hast du mich hergeschickt? Warum hast du mich weggeschickt?« Und die anderen Kinder, Meenal, Dolly und Chotu, stimmten ein: »Warum hast du ihn weggeschickt? Warum hast du unseren Bruder weggeschickt?«

Während auf der anderen Seite der Welt sowjetische Panzer in die Tschechoslowakische Sozialistische Republik rollten, lag Prem Kumar Patel im südindischen Madras reglos wie ein Toter auf dem Rücken und sah sein Leben in einer Abfolge silbriger, flüchtiger Szenen an sich vorbeiziehen. Er sah seine weißhaarige Mutter auf den Stufen zu ihrem Haus

in Ganga Bazaar Mangos schälen für Enkel, die noch nicht geboren waren. Er sah Schakale durch die mit Trümmern übersäten Straßen einer zerstörten Stadt ziehen. Er sah Flammen, meterhoch auflodernd, und ein himmlisches Flugzeug sich zur Erde senken. Er sah Dinge, die es so niemals geben konnte, die aber dennoch so wirklich schienen, dass er sich voller Angst zu seiner neben ihm liegenden Frau drehte und an ihren wundersam leuchtenden Brüsten saugte. Er versuchte sie zu fragen, was die Omen bedeuteten, aber Trishala stieß den Mund ihres Mannes gereizt zur Seite und wollte nichts davon wissen. »Hör auf, lass das«, sagte sie. »Was ist denn mit dir los? Mich so früh schon zu

belästigen.« Und sie zog ihm die Laken weg, wickelte ihren mächtigen Körper darin ein und blieb lieber in ihrem eigenen Traumland.

Als sich Prem Kumar an jenem Morgen, an dem Babo abreisen sollte, endlich aus seinen Träumen zu lösen vermochte, hatte er dunkle Ringe unter den Augen und seine breite Nase war voller roter Moskitostiche. Auf dem Balkon nebenan konnte er die morgendliche Tirade seines Nachbarn Darayus Mazda, eines Parsen, hören: »Oh! Sie reißen mich in Stücke. Meine Familie reißt mich in Stücke. Sie wollen mich noch vor meiner Zeit in die Türme des Schweigens werfen. Will mich denn keiner vor ihrer Boshaftigkeit retten ...« Und so ging es immer weiter und weiter, bis Prem Kumar zum ersten Mal in all den Jahren, da sie Nachbarn waren, daran dachte, hinüberzugehen und seinen Leidensbruder zu trösten. Dass ihn niemand loswerden wolle und dass stattdessen er, Prem Kumar, weit größerem Leiden ausgesetzt sei.

Prem Kumar war kein sentimentaler Mann, aber er war religiös und glaubte an Vergeltung. Für ihn war Babos Abreise weit mehr als eine Investition in die Zukunft der Familie Patel. Es ging um sein persönliches Dharma, seine Verantwortung. Babo, der am Jain-College einen hervorragenden Abschluss in Chemie gemacht hatte, würde der Erste aus ihrer Gemeinde sein, der seine Ausbildung mit einem Studium im Ausland fortsetzte. Gleichzeitig würde Babo im sagenhaften Alter von einundzwanzig Jahren der erste Patel sein, der den ganzen Weg nach London in einem Flugzeug zurücklegte.

Zu Beginn des Jahres hatte Prem Kumar an das Büro von Joseph Friedman & Sons in London geschrieben, der Firma, von der er farbigen Putz und Rohstoffe bezog, und angefragt, ob sein Sohn, der Abendkurse an der Fachhochschule besuchen werde, bei Friedman untertags eine praktische Ausbildung bekommen könne. Fred Hallworth, der für den Export zuständig war, schrieb zurück, sie seien entzückt, den jungen Dharmesh Patel in ihrem Büro in Wandsworth aufnehmen zu können. Sie böten ihm ein wöchentliches Salär von zehn Pfund und fünfzehn Shilling an und gäben ihm darüber hinaus den Mittwoch frei, damit er seine Ausbildung am Polytechnikum schneller beenden könne.

Das ist alles mehr als angemessen, antwortete Prem Kumar, und ich kann nur hoffen, dass sich unsere Partnerschaft mit dieser Unternehmung mehr und mehr festigen wird. Einen Monat später kam ein Brief der Geschäftsleitung, in dem es hieß, dass eine Arbeitsgenehmigung für Babo organisiert werden würde, und wenn noch Weiteres zu arrangieren sei, helfe man nur zu gern.

Das alles erfüllte Prem Kumar mit großem Stolz. Seit die indische Regierung jede Einfuhr von fertigen Produkten verboten hatte, um die heimische Industrie zu stärken, stellte er sich vor, eine eigene Farbenfabrik zu eröffnen, Patel & Söhne. Babo und Chotu, der eine mittels seines im Ausland erworbenen Wissens, der andere unter Anleitung seines Bruders, sollten so die Familie in eine sichere, einträgliche Zukunft führen. Prem Kumar dachte weit voraus und sah alles genau vor sich: die Etiketten auf den Farbdosen, das Logo, den Leitspruch der Firma, die Arbeiter, die wie Ameisen lautlos kamen und gingen, dazu die Aktenschränke voller Geschäftsbücher, in denen er mit seiner sorgsamem, verschnörkelten Handschrift Jahr um Jahr wachsende Gewinne verzeichnen würde.

Selbst an seinem Schreibtisch erlaubte es sich der sonst so würdevolle Prem Kumar, in Zukunftsvisionen zu schwelgen. Über ihm hing ein Schild, das er vor Jahren, in seiner idealistischen Zeit, dort angebracht hatte:

BITTE REDEN SIE NUR VOM GESCHÄFT,
ERLEDIGEN SIE, WAS SIE ZU TUN HABEN,
UND LASSEN SIE MICH MEINE GESCHÄFTE FÜHREN.

Erst später, viel später, am Tag, als das befürchtete Telegramm tatsächlich eintraf, neun Monate nachdem Babo an jenem nur leicht verregneten Tag im August 1968 Madras verlassen hatte, wurden Prem Kumar die gefährlichen Auswirkungen seiner Schwelgereien bewusst. Er begriff, dass er für ein Versäumnis bestraft wurde – dafür, der Zukunft nachgegangen zu haben, als er sich um die Gegenwart hätte kümmern sollen.

Am Morgen von Babos Abreise schleppte Prem Kumar seinen geplagten Körper auf die Veranda, um sich zum Rest der Familie zu gesellen, behielt jedoch seinen Traum für sich. Auch Trishala erzählte er nichts davon, nicht während der Monate des Schweigens, als sie krank war, ja nicht einmal, als sie fantasierend auf ihrem Totenbett lag und wissen wollte, wie und wann er sie betrogen hatte. Denn Prem Kumar glaubte nicht an Geister und Omen. Dann, nach Trishalas Tod, konnte er natürlich nicht schlafen, lag rastlos da und ergab sich religiösen Liedern, die ihm aus seinem Walkman in die Ohren plärrten, weil er die füllige Präsenz seiner Frau neben sich vermisste und nach seinem ersten und einzigen Traum die Folgen eines weiteren fürchtete.

Prem Kumar musste mit der Schuld leben, seiner Frau nicht von seinem Traum erzählt zu haben, denn hätte er es getan, hätte sie ihrem Sohn an jenem schicksalhaften Tag niemals erlaubt, davonzufiegen. Stattdessen stand er mit dem Rest der Familie da und sah zu, wie Babo in seinem neuen, übermäßig gestärkten Anzug von Jamal's das Haus verließ und sie mit seinen funkelnden Zähnen anlächelte, voller Unschuld, was die stürmischen Veränderungen betraf, die seine Abreise über sie alle bringen sollte.

Die Fahrt zum Flughafen Madras-Meenambakkam verlief ziemlich trübsinnig. Chotu, Prem Kumars jüngstes Kind, saß auf der Vorderbank zwischen seinem Vater und dem Fahrer eingeklemmt und schmollte wütend, weil er den verlieren sollte, den er am leidenschaftlichsten liebte, seinen älteren Bruder. (An Cricket hing er ähnlich, aber das reiste nicht einfach so ab.) Hinten am Fenster saßen Trishala und Babo, zwischen sich Meenal und Dolly, die Mädchen. Ab und zu

schrie Prem Kumar den Taxifahrer an: »Vorsicht! Wo fahren Sie denn hin?«, oder: »Passen Sie auf die Kuh auf!« Sonst herrschte Schweigen.

Babo sah aus dem Fenster und studierte die Muster, die der Regen auf den Straßen hinterlassen hatte. Zwei Wochen lang hatte es in Madras geregnet, heute Morgen schien der Himmel jedoch den Atem anzuhalten, wie aus Ehrfurcht vor dem bedeutungsvollen Anlass.

»Papa«, sagte Babo, als komme ihm der Gedanke gerade zum ersten Mal, »wenn mich die Leute in England fragen, aus was für einer Kaste ich stamme, was soll ich dann sagen?«

»Dann erklärst du ihnen genau, wer du bist – der Sohn von Prem Kumar Patel, der Enkel von Shantilal Kumar Patel und der Urenkel von Kuntinath Paras Kumar Patel.«

»Und wenn sie mich fragen, welcher Religion ich angehöre?«

»Dann sagst du ihnen, du bist ein hingebungsvoller, praktizierender Jaina, genau wie der Vater unserer Nation, Mahatma Gandhi, und dass du an die Ahimsa und die Gleichheit aller Seelen glaubst.«

Gut, dachte Babo, das werde ich ihnen antworten, wenn sie fragen.

»Chotu«, sagte er und langte nach vorn, um seinem elfjährigen Bruder den Kopf zu tätscheln. »Glaubst du, dass du eines Tages auch in England studieren wirst?«

»Natürlich, Bhai. Wenn ich groß bin, werde ich ein Farbenmacher, genau wie du und Papa.«

Nachdem das geklärt war, lehnte sich Babo zurück, lächelte und dachte, dass alles so zu sein schien, wie es sein sollte. Als sie über die breiten, baumgesäumten Straßen von Madras fuhren, sah Babo die Blumenverkäufer bereits

Jasmin und Ringelblumen für die Frauen aufreihen, die nach Erledigung der häuslichen Aufgaben hier vorbeikommen würden, um im Tempel ihr Morgengebet zu sprechen. Die Kaffee- und Teeverkäufer in ihren kleinen Buden mit Namen wie Balaji Snacks und Hot Point richteten ebenfalls schon alles her, und die Zeitungsverkäufer boten den ersten Spaziergängern ihre Zeitungen an. Madras lebte, es sang und tanzte gerade so, wie das Öl schillernde Regenbogen auf den flachen Pfützen hervorzauberte. Babo sah ein junges Mädchen, das auf dem Fahrrad ihres Vaters mitfuhr und in seinem hellrosa Kleid mit den Silberkettchen an den Füßen wie eine Prinzessin aussah, die von einem Troubadour durch den tiefen Wald des Morgens geleitet wurde.

Wie alles andere an diesem Morgen betrachtete Babo auch die kleine Prinzessin mit dem Wissen, dass es lange dauern würde, bis er etwas von dem hier wiedersah. Doch nachdem er sich eine halbe Stunde um einen Ausdruck höchster Konzentration auf seinem Gesicht bemüht hatte, wurde er von einem plötzlichen, unwiderstehlichen Bedürfnis nach Schlaf übermannt.

Prem Kumar kämpfte noch immer mit den Folgen seiner schlaflosen Nacht und sah mit Widerwillen, dass das Armaturenbrett des Ambassador voller Gottesbilder klebte. Da waren Baby Krishna, Jesus Christus, Guru Nanak, Gautama Buddha und sogar Mahavira, der vierundzwanzigste Tirthankara und große Held der Jainas. Seite an Seite klebten sie dort und schimmerten ebenso bunt wie wohlwollend. Der Taxifahrer, der offenbar versuchte, alle Götter gleichzeitig gnädig zu stimmen, hatte Prem Kumar bereits in Zorn versetzt, als er, Bidi um Bidi rauchend, den armen Selvam, ihren halbblinden Wachmann, das gesamte Gepäck allein in den Wagen laden ließ. Dem

Burschen mangelte es eindeutig an jedem Begriff vom richtigen Denken, Handeln und Verstehen, den Grundsätzen des Jainismus, die Prem Kumar seinen Kindern, besonders Babo, nahezubringen versucht hatte.

Dennoch, manchmal kam es Prem Kumar so vor, als stammte sein Ältester aus einer anderen Familie. Babo machte sich zwar nie offen über seinen Vater lustig oder widersprach ihm, aber Prem Kumar wusste sicher, dass sein Sohn weder betete noch dreimal täglich das Navkar Mantra rezitierte (was als Minimum vorgeschrieben war), dass er nicht an die Idee der Buße glaubte und schon gar nicht daran, sich das Vergnügen der Selbstbefriedigung zu versagen.

Einmal, da war Babo zwölf gewesen, hatte er seine Geschwister (einschließlich des zweijährigen Chotu, den er auf den Rücken nahm) und die Kinder aus der Nachbarschaft zusammengerufen und war mit ihnen zum fünf Kilometer entfernten Marina Beach gezogen, weil er es für eine tolle Idee hielt, mit den Fischern auf ihren Katamaranen hinauszufahren und mit den Delphinen zu schwimmen. Als Trishala, die beim Einkaufen gewesen war, in die Sylvan Lodge zurückkam und sie leer vorfand, begann sie vor der Tür ein gewaltiges Gejammere, und die Mütter aus der Nachbarschaft stimmten ein, glaubten sie doch, Dämonen und Asuras hätten ihre Kinder fortgeholt. Stunden später kam Babo endlich zurück, wie Alexander der Große, der den Fluss Jhelum überquerte, um König Porus mit einer Armee braungesichtiger, von der Mittagssonne verbrannter Kinder zu besiegen, die sich die Taschen ihrer vom Meerwasser durchnässten Kleider mit Muscheln gefüllt hatten. Prem Kumar, der von der Arbeit nachhause gerufen worden war, nahm seinen Sohn mit nach oben und

verabreichte ihm die Tracht Prügel seines Lebens. Später kam Trishala und erklärte Babo mit sanften Worten, dass er der Älteste sei, auf dem alle Hoffnungen seines Vaters ruhten, und es damit in seiner Verantwortung liege, den Jüngeren ein Vorbild zu sein, statt mit ihrer Einbildung und ihren Fantasien zu spielen. Sie versuchte ihn mit den Samosas zu füttern, die sie extra für ihn gemacht hatte, aber Babo blieb versteinert. Er pflegte seinen Groll wie eine Schildkröte, die nie vergaß. Nach außen hin tat er so, als schüttele er alles ab und es mache ihm nichts, tatsächlich aber fraß er es tief in sich hinein, ganz besonders das, was ihm ungerechterweise zugefügt worden war. So hielt er eine Fülle von Erinnerungen in seiner Brust verborgen, die auch lange später noch wie frische Wunden waren.

Trotz allem wusste Prem Kumar, dass sein Sohn ein guter Junge war und zumindest an die Ahimsa glaubte, die Gewaltlosigkeit gegenüber allen Lebewesen, und die Idee der Wahrhaftigkeit, denn die war die wichtigste von allen. In Prem Kumars Augen musste jeder seine eigene Wahrheit finden, war das Leben ohne sie doch ein sinnloser Zirkel aus Betrug und Streit. Nur wer seine eigene Wahrheit fand und ihr folgte, durfte darauf hoffen, die Fesseln zu zerreißen, die ihn an das Leid dieser Welt banden, und die Moksha zu erreichen, die endgültige Erlösung. Aber das Problem mit den jungen Menschen war, dachte Prem Kumar, dass sie so unverbrüchlich an die eigene Unbesiegbarkeit glaubten.

Prem Kumar warf einen Blick auf Babo, der auf dem Weg war, all diese Dinge für sich herauszufinden. Klopf klopf klopf nickte Babos Kopf gegen die Scheibe. Prem Kumar betrachtete seinen schlafenden Sohn und lächelte, ein für ihn ungewohnt offener Ausdruck von Liebe.

Am Flughafen stieg die Familie aus, und alle nahmen die ihnen zugeteilten Gepäckstücke. Dolly und Meenal, in aufeinander abgestimmten grünkarierten langen Röcken und Blusen, holten die nötigen Utensilien hervor, um sich fürs Fotografieren vorzubereiten: Talkumpuder, Kamm, Spiegel und Handtuch. Chotu stand ein Stück entfernt beim Korb mit dem Proviant und der Teeflasche und starrte auf den Boden, um sich nicht zu blamieren, indem er wie ein Mädchen öffentlich in Tränen ausbrach. Trishala schob sich in ihrem rotbraunen Sari mit der dazu passenden rotbraunen Brille durch die Menge, hielt eine Rosengirlande in der einen und ein Puja-Tablett in der anderen Hand und rief den Mädchen zu, nahe bei ihr zu bleiben. Prem Kumar zog frische Banknoten aus der Briefftasche und hielt dem Taxifahrer einen Vortrag über die gesundheitsschädlichen Folgen des Rauchens, während er gleichzeitig einen weiteren wenig verlässlichen Faulenzer im Auge behielt, Lilaj-Bhai, der Fotos von der Abschiedszeremonie für Babo machen sollte.

Babo wurde herausgeputzt und für die Bilder ins richtige Licht gerückt. Meenal zupfte an seinen Haaren herum und versuchte, seine Locken zu bändigen. Meenal war die Zweitälteste und ruhiger als ihre Geschwister. Sie neigte zu kurzen Gefühlsausbrüchen und langen nachdenklichen Phasen, wobei sie wie alle weiblichen Familienmitglieder ganze Tränenfluten vergießen konnte, wenn es um ihre Männer ging.

»Du wirst uns doch nicht vergessen, Bhai?«, sagte sie, nahm seine Hand und strich über den dicken goldenen Ring an seinem linken Finger, den sie ihm auf Trishalas Geheiß gegeben hatte.

»Red keinen Unsinn«, erwiderte Babo genau wie am Abend zuvor auf der Terrasse, wo sie ihn beim heimlichen Rauchen einer letzten Zigarette gefunden hatte. »Ich wünschte, ich könnte es«, hatte er dann gesagt, »aber nachdem ich neunzehn Jahre mit euch zusammengelebt habe, sieht es ganz so aus, als kämen wir in diesem Leben nicht mehr voneinander los, oder?«

Als er Meenals ausgiebig gepudertes Gesicht darauf wie einen Luftballon, dem die Luft herausgelassen wurde, in sich zusammenfallen sah, zog er ihr an den Zöpfen und sagte: »Ach, du Miesepeter, warum dieses ganze Drama? Habe ich nicht versprochen, euch zu schreiben?«

»Und Falguni«, sagte Meenal und kicherte.

Babo hatte gerade an Falguni gedacht, als Meenal über ihn gestolpert war. Er hatte sich während des Navrati-Festes in sie verliebt, als sich die Mitglieder ihrer Gemeinde, alt und jung, an neun aufeinander folgenden Abenden in der großen Halle getroffen hatten, um die Göttin Durga zu feiern und ihr Ehrerbietung zu erweisen. Die religiöse Bedeutung des Festes sagte Babo nichts. Ihm reichte es zu feiern, war es doch eine der wenigen geduldeten Möglichkeiten, Mädchen kennen zu lernen.

Falguni war Babo gleich am ersten Abend aufgefallen. Er kannte sie zwar schon seit Jahren, schließlich war sie die Tochter von Prem Kumars und Trishalas engsten Freunden, Kamal und Meghna Shah. Auf dem Fest kam es ihm jedoch so vor, als sähe er sie zum ersten Mal, wie sie da in ihrem brautroten Ghagra und mit bunten Glasreifen von den schlanken Handgelenken bis hinauf zu den Ellbogen neben Meenal stand. Sie hatte eine weiche milchweiße Haut und Mandelaugen, eine gertenschlanke Taille und dickes schwarzes Haar, einem wilden Strom gleich, der in

sittsamen Zöpfen gebändigt war. Ihr größter Vorzug war jedoch die besondere Anordnung ihrer Zähne, die sie lispeln ließ und so allen s-Tönen die Schärfe nahm. Daran, und dass ihr über die letzten Monate zwei ansehnliche Brüste gewachsen waren, lag es, dass sich Babo, wie gleich eine ganze Gruppe Bewunderer, kaum von ihr losreißen konnte.

Aus dem Kino wusste Babo, dass die größten Helden elegant, weltmännisch und oft auch grausam waren, und so schnappte er sich, nachdem er den Mund wieder zubekommen hatte, eine von Meenals weniger gut aussehenden Freundinnen und tanzte mit ihr bis zum frühen Morgen, und als die Leute um sechs endlich mit schweren Füßen zum Frühstück aufbrachen, setzte sich Babo mit unverminderter Nonchalance zu Dollys sechzehnjährigen Freundinnen, riss laut Witze, gab damit an, der Erste zu sein, der bald schon ein Flugzeug besteigen würde, und tat verschämt, was sein Gute-Reise-Foto anging, das tags zuvor in der Zeitung The Hindu erschienen war.

Kurz bevor er seine Schwestern nachhause bringen wollte, kam Falguni mit tränengefüllten Augen zu ihm geschlichen. »Verfprich mir, daff du morgen nur mit mir tanft«, sagte sie entschlossen, aber Babo streichelte ihr nur die zierliche, milchzarte Hand und zwinkerte ihr ohne ein Wort spitzbübisch zu, so dass sie sich den ganzen Tag wegen seiner Absichten sorgen musste.

Seitdem hatten sie über die bereitwillige, ja begierige Meenal Nachrichten ausgetauscht, die mit Babos nahender Abreise täglich leidenschaftlicher geworden waren. Und Meenal hatte Trishala nicht nur den Ring abgepresst, sondern Falguni auch einen tränennassen Brief, in dem das Mädchen versprach, nicht einen Tag auf dem Pfad def Glückf fu wandeln, bis Babo aus London zu ihr zurückkam.

Als sie ihm Ring und Brief gab, hatte Babo das Gefühl, seine Schwester noch nie richtig angesehen zu haben. Sie war nicht schön, an ihr war nichts wirklich Besonderes, aber sie verbreitete eine Aura um sich, wie es nur junge, gänzlich unschuldige Frauen können. Das hatte etwas so Herzzerreißendes, dass er es nehmen und für sich behalten wollte. Ein solches Mädchen anzusehen – ihr offenes Gesicht und den unberührten, in einen Chiffonsari gehüllten Körper, die kurzen Puffärmelchen und das zu zwei Zöpfen geflochtene und mit Bändern zurückgehaltene Haar –, erfüllte ihn mit einer unbestimmten Sehnsucht.

All jene Momente, auch dieser mit Meenal, gingen in Babos Annalen der Letzten Male ein. Monate und Jahre später noch hatte er das Bild seiner Schwester im Kopf, wie sie auf der Terrasse stand und ihn wehmütig ansah, die Wangen tränennass. Wie sie ihn fragte, wann er zurückkommen werde, um Falguni zu heiraten, und was, wenn sie, seine Schwester, schon vor ihm heiratete? Er sah die magentafarbenen Bougainvilleen aus den Terrakottatöpfen quellen, die Luft ruhig und unbewegt, und hörte, wie er ihr schroff erklärte, nichts geschehe auf dieser Welt vor seiner Rückkehr. Er erinnerte sich, dass er das tatsächlich geglaubt hatte, während sie dort standen, Schwester und Bruder, die Füße auf den roten Steinen der Terrasse. Meenal, die schon bald nach ihrer sehnlich erwarteten Hochzeit ihre noch so dürre Gestalt verlieren würde, und Babo in seinem frischen weißen Kurta-Pyjama, die Fingernägel geschnitten und gefeilt, das Haar glänzend von Kokosnussöl, das Trishala ihm reichlich hineingerieben hatte, während sie die Versuchungen auflistete, die in der Ferne zu meiden waren: Fleisch, Alkohol, Tabak und, am allerwichtigsten, Frauen.

Lilaj-Bhai versuchte die Familie zu organisieren. Kaum dass er den Ambassador am Abfluggate hatte vorfahren sehen, war er fröhlich und mit einem schlaun, betelfarbigen Lächeln darauf zugegangen. Er wusste, wenn er seine Karten richtig ausspielte, konnte er an den Patels ein Vermögen verdienen. Familien waren am verletzlichsten, wenn es um Aufbruch und Ankunft ging. Todesfälle, Geburten und Hochzeiten rangierten ganz oben auf der Gefühlsskala - und was waren Fotografien anderes als der Versuch, diese Gefühle damit einzufangen und zu konservieren, so dass sie sich später wieder hervorholen und bestaunen ließen.

Eine Hochzeit war das zentrale Ereignis von Aufbruch und Ankunft. Das Mädchen verlässt das Haus und betritt ein anderes, und in ähnlicher Weise lässt die Familie des Jungen ein altes Leben hinter sich und beginnt noch einmal neu. Für genau diese Momente des Übergangs lebte Lilaj-Bhai, denn dann waren die Menschen gewillt, Dinge wie Geld und Kosten zu vergessen. Genau wie jetzt die Patels auf dem Bürgersteig vor dem Flughafen Madras-Meenambakkam - Lilaj-Bhai war sicher, sich die Situation zunutze machen zu können.

Während sich der Fotograf daranmachte, seine Ausrüstung aufzubauen, nahm Prem Kumar Babo beiseite und gab ihm seinen liebsten, teuersten Besitz, das Medaillon seines Großvaters, Babos Urgroßvaters, Kunthinath Paras Kumar Patel, den Prem Kumar aus zwei Gründen bewunderte: weil er sich wegen seines Glaubens an die Ahimsa geweigert hatte, im Kampf gegen die Engländer zur Waffe zu greifen, und ein Leben von beispielloser Tugendhaftigkeit geführt hatte. (Nur zweimal am Tag hatte er gegessen, sich um die herrenlosen Tiere im Dorf

gekümmert und war gestorben, ohne dass die Nachbarn auch nur ein schlechtes Wort gegen ihn hätten sagen können.)

»Deine Mutter wollte, dass ich es dir gebe, Sohn. Ich hoffe, du trägst es mit der Würde deines Urgroßvaters. Möge es dir die Kraft geben, immer die richtigen Entscheidungen zu treffen.«

Das Medaillon war eine Platinkugel von der Größe einer Fünzig-Paise-Münze, in deren Inneren sich eine verblichene Darstellung Mahaviras befand. Ba, Prem Kumars Mutter, die große würdige Matriarchin des Dorfes Ganga Bazaar, hatte es ihm nach dem Tod ihres Mannes gegeben. Damit sollten symbolisch die Zügel an ihn übergehen. Es war Trishalas Idee, Babo das Medaillon als Glücksbringer und Erinnerung an zuhause mitzugeben. Prem Kumar nahm jedoch an, dass die Kräfte des Medaillons, seinem Träger ein Ziel zu geben und ihn mit Tugend zu erfüllen, bei Babo nicht greifen konnten, würde der sich doch eher eine Krawatte wie Dev Anand umbinden, als sich ein altmodisches, religiöses Medaillon um den Hals zu hängen.

Ursprünglich hatte Prem Kumar, mit seiner Schwäche für Sprichwörter, seinem Sohn im Moment des Abschieds etwas besonders Bedeutungsvolles sagen wollen: Alle Menschen leiden an ihren eigenen Fehlern, und sie können ihr Glück finden, indem sie diese Fehler ausräumen. Aber jetzt, da der Moment gekommen war, kamen Prem Kumar die Worte zu feierlich und aufgesetzt vor, und er erlaubte ihnen, wieder in seiner Kehle zu verschwinden.

Babo stand neben seinem Koffer, auf dem die Londoner Adresse seines Cousins Nat klebte – Nummer 172, Wohnung B, Belsize Park Gardens –, und betrachtete seine Familie, als käme er nie zurück. Trotz seiner jugendlichen

Unerfahrenheit wusste er, dass sein Leben in diesem Moment eine Wende nahm, die weit über alles hinausging, was er sich vorstellen konnte. Wäre es möglich gewesen, hätte er jedes einzelne Mitglied seiner zerstreuten Familie an die Brust gedrückt und sie dort festgehalten, bis auch sie es begriffen.

Vielleicht kam er ja eines Tages zurück nach Madras, und alles wäre unverändert: Der Himmel berührte das Meer wie ein alter Liebhaber, die Menschen, die hinter den Absperrungen auf eine unbekannte Zukunft zustrebten, rochen nach wie vor nach Staub und Tabak, Rosenwasser und Jasmin, und die Luft, die an seinen Kleidern zog, war immer noch wie Teer. Sogar seine Familie stand womöglich noch ebenso aufgereiht da wie heute – Prem Kumar in seinem beigefarbenen, bis zum Hals zugeknöpften Safarianzug, Trishala in ihrem voluminösen Sari, der sie wie ein Zelt im Sturm umwehte, Meenal und Dolly, angezogen wie Zwillinge, die ihm zuzwinkerten und die Zunge rausstreckten. Und Chotu, der ein Stück abseits gebannt zu den mächtigen metallenen Vögeln auf der Rollbahn hinüberstarrte. Vielleicht standen sie dann ja alle noch so hier und warteten darauf, durch seine Rückkehr erlöst zu werden. Aber Babo spürte bereits, wie er sich veränderte. Er wusste, er gab das alles hier für etwas anderes, etwas Größeres auf, etwas, das er noch nicht benennen konnte.

Einen Moment noch würde er mit seiner Familie im Morgenlicht stehen, umgeben von Sonnenstrahlen, die durch die regenschweren Wolken stießen, und Lilaj-Bhai würde sagen: Okay, je-hetzt mal ernst bitte, oder: Okay, lä-hächeln bitte, und sie fotografieren, steif wie Schaufensterpuppen, die Arme in Habachtstellung an den Seiten. Und nach und nach, während sie sich entspannten

und die Kamera zu vergessen begannen, tauchten Babos funkelnde Zähne auf den Bildern auf, und seine Familie stimmte in sein Lächeln ein, als wäre es das Natürlichste der Welt, diesen Jungen davonfliegen zu lassen. Zum ersten Mal in seinem Leben. Weit, weit weg. Zisch zisch zisch in den Himmel hinauf.

Unter falschen Himmeln

Drei Monate und fünf Tage brauchte Babo, um Falguni in London zu vergessen. Seit seiner Ankunft hatte es viel zu tun gegeben, und sich nach einem großbrüstigen, lispelnden Mädchen in Madras zu verzehren, hielt ihn nur von seinem eigentlichen Ziel ab, an das ihn sein Vater mit jedem neuen Brief und Telefonanruf erinnerte: die Goldmedaille für besondere Leistungen an der Fachhochschule zu erlangen und sich bei Joseph Friedman & Sons unentbehrlich zu machen.

Im Übrigen wurden Falgunis Briefe immer rührseliger und drängender, und sie verlangte Antworten und Liebeserklärungen, die Babo angesichts seines engen Stundenplans einfach nicht zu geben vermochte. Wie sollte er ihr sein neues Leben beschreiben, ihr oder irgendeinem aus seiner Familie? Nichts war so, wie er es erwartet hatte, oder glich den englischen Filmen, für die er in Madras zusammen mit seinen College-Freunden den Unterricht geschwänzt hatte. Durch dieses London liefen keine Alec Guinnesses und keine Humphrey Bogarts und auch keine Gina Lollobrigidas, unnötig zu erwähnen, dass sie auch nicht in seinem City County Hostel in Wandsworth auftauchten, wohin ihn sein Cousin Nat abgeschoben hatte.

Es ging schon damit los, dass ihn Nat und seine Frau Lila nicht vom Flughafen abgeholt hatten. Babo hatte gewartet und gewartet, seinen Koffer fest im Griff und alle Sinne in höchster Alarmbereitschaft. Alle fünf Minuten sah er auf seine neue Uhr, um sich zu vergewissern, dass sie noch

funktionierte, und als er schließlich feststellte, dass er schon drei Stunden wartete, suchte und fand er einen Sardarji-Taxifahrer, der sich bereiterklärte, ihn für drei englische Pfund zu Nats Adresse in Belsize Park zu fahren – mehr Geld hatte ihn die indische Regierung nicht umtauschen und mitnehmen lassen. In den fünfundvierzig Minuten, die sie brauchten, um ihr Ziel zu erreichen, steigerte sich Babo in eine weinerliche Wut hinein, weil er schon jetzt kein Geld mehr hatte und es ihm nicht gerade vielversprechend erschien, an einem neuen Ort anzukommen, ohne von jemandem willkommen geheißen zu werden.

»Wo wart ihr?«, fuhr Babo die überraschte Lila an, als sie ihm die Tür öffnete. »Habt ihr das Telegramm von Papa nicht gekriegt? Ich verstehe das nicht. Ihr seid meine Familie! Ihr hättet mich abholen sollen.«

Nat und Lila hatten kein Telegramm bekommen, sondern nur gewusst, dass Babo heute ankommen sollte. Die genaue Ankunftszeit war verloren gegangen. »Was soll's«, sagte Nat etwas zu lässig für Babos Geschmack, »du hast es ja auch so hergeschafft, oder?«

Nat war in London fett geworden. Babo hatte ihn vor vier Jahren zuletzt gesehen, bei seiner Hochzeit in Baroda. Damals war er ein ganz normaler, etwas stämmiger Gujju-Junge gewesen, mit ganz normalen Haaren. Jetzt sah er aus wie ein Kohlkopf, alles an ihm war rund, seine Gesichtszüge unter einer Fettschicht verschwunden, und das Wenige, was ihm noch von seinem Haar geblieben war, hatte er sich gewagt über den kahlen Schädel gekämmt. Vielleicht, um diese Schwächen auszugleichen, sprach Nat jetzt lauter und schneller als früher, und während sie Tee tranken und einen kleinen Imbiss zu sich nahmen, verpasste er Babo den zweiten Tiefschlag des Tages. »Nun«, sagte er und nahm

sich sein fünftes Gemüsekotelett, »wir sollten uns wohl langsam überlegen, wo wir dich unterbringen können, meinst du nicht auch?«

»Wie? Wohne ich nicht bei euch?«

»Schau dich doch mal um, wie wenig Platz wir haben!«, sagte Nat und machte mit seinen fetten Armen eine Geste zu den schmutzigen Wänden der Einzimmerwohnung hin. »Der reicht ja kaum für Lila und mich. Im Übrigen sind wir hier in England, Babo, und in diesem Land wohnt man nicht zusammengequetscht wie die Sardinien. Hier geht es nicht immer nur um die Familie, die Familie, die Familie. Hier wird nicht tagaus, tagein zusammen gegessen, geschlafen und geschissen. Verstehst du, was ich meine? Ohne Sinn für Privatsphäre, nur für Verrücktheiten. Ich sage dir, das ist das Beste an diesem Land. In ein paar Monaten wirst du dein Alleinsein genießen und wirst mir dankbar sein.«

Auch wenn Nat am Ende Recht behalten sollte, vergab es ihm Babo nie, dass er ihn gleich am ersten Tag aus Hampstead, dem Viertel der Wirtschaftskapitäne und Filmstars, ausquartierte und in ein Wohnheim des London City Council in Wandsworth steckte, das wir im Weiteren nur noch LCC nennen wollen – mit einem Darlehen von fünf Pfund und einem Stadtplan als Gesellschaft. Babos Schlafstätte war etwa halb so groß wie das Badezimmer seiner Eltern in der Sylvan Lodge und hatte nicht einmal ein Fenster. Wenn er die Hände ausstreckte, stieß er gegen den Stoff des Wandschirms, der seinen Bereich von dem seines Nachbarn abgrenzte, und ein paar Zentimeter weiter hätte er wahrscheinlich das Glas mit dem Gebiss auf dessen Nachttisch umgestoßen, denn das Durchschnittsalter der LCC-Bewohner lag bei etwa siebzig.

Auf dem eigenen Nachttisch legte Babo seine Uhr ab, das Medaillon und seine wenigen Toilettenartikel (Zahnbürste, Zungenreiniger, Zahnpasta, Rasiercreme und Rasierpinsel, Seife und Haaröl, das bald schon durch Brylcreem ersetzt werden sollte). Den Rest seiner Besitztümer – zwei Anzüge, vier Hemden, eine Hose, vier Unterhosen und vier Paar Socken, zwei Krawatten, Familienfotos und Falgunis Briefe – bewahrte er in seinem Koffer auf, den er unter dem Bett verstaute. Den Pass, die Brieftasche und die Arbeitspapiere behielt er in seiner Aktentasche. Das eine Paar Bata-Schuhe, das er besaß, schwarz und auf Hochglanz poliert, zog er gleich beim Hereinkommen aus und stellte es an der Tür ab. Für diese Unterkunft, einschließlich der ständig gleichen Verpflegung, bestehend aus Toast, Tee, gekochtem Gemüse und Vanillepudding, zahlte Babo vier Pfund und fünfzehn Shilling, fast die Hälfte seines wöchentlichen Einkommens.

An seinem ersten Morgen in London stand Babo früh auf und benutzte die Gemeinschaftstoilette vor allen anderen, um ungestört zu sein. Dazu nahm er den Plastikbehälter mit, den er auf Trishalas Geheiß hatte einpacken müssen, weil sie gehört hatte, die Engländer säuberten sich ihren Hintern mit Papierfetzen, statt ihn zu waschen, was ihm Nat bestätigt hatte. Nachdem er sich angezogen und gefrühstückt hatte, ging Babo zum Büro von Joseph Friedman & Sons. Den Weg hatte er am Abend zuvor auf dem Stadtplan nachgesehen und sich eingeprägt. Er war so aufgereggt, dass es in seinem Magen wie verrückt gurgelte und er auf halbem Weg schon dachte, er müsse noch einmal umkehren und auf die Toilette. Um Punkt acht Uhr betrat er mit der Aktentasche in der Hand und mittlerweile beruhigtem Magen den Empfang, wo ihm gesagt wurde, aus der Abteilung Export sei noch niemand im Haus. Als Fred

Hallworth schließlich hereinkam, Babos Hände auf und ab pumpte und sagte: »Wunderbar, einfach wunderbar, Sie kennen zu lernen«, hatte Babo den Inhalt seiner Aktentasche bereits einmal ausgeleert und neu gepackt und einen Brief an seinen Vater aufgesetzt, der so begann: Lieber Papa, wie es aussieht, ist die Kunst des Wartens das Erste, was ich in England lernen muss.

»Gehen wir zunächst nach oben, damit Sie Joe kennen lernen, einverstanden?«, sagte Fred und schob den verblüfften Babo hinauf in den achten Stock ins Büro des Chefs. Der alte Joseph saß auf einem Drehstuhl und rauchte Pfeife.

Er sah Babo an und sagte: »Sie haben den indischen Sommer mitgebracht, Bob. Ich darf doch Bob zu Ihnen sagen?«

»Ja, natürlich.« Babo blinzelte mit den Augen und hatte keine Ahnung, was mit dem indischen Sommer gemeint war, er sollte den Ausdruck während der nächsten Monate aber noch öfter hören.

»Und wann wollen Sie anfangen, für uns zu arbeiten?«, dröhnte der alte Joseph.

Babo wurde langsam etwas warm in seinem blauen Wollanzug. »Heute?«

»Wollen Sie sich nicht erst ein paar Tage frei nehmen, mein Junge? London ein bisschen kennen lernen, bevor Sie sich in die tägliche Tretmühle begeben?«

Und da strömte alles aus Babo heraus: seine finanziellen Nöte, die Sache mit dem Taxifahrer, dem er sein gesamtes Geld hatte geben müssen, und dass sich sein eigener Cousin nicht die Mühe gemacht hatte, ihn am Flughafen abzuholen. Alles das floss in seinen stark indisch eingefärbten Sätzen zusammen, bis der alte Joseph, der die

Tiefe von Babos Verzweiflung spürte, von seinem Stuhl aufstand, ihm eine Fünfzig-Pfund-Note in die verschwitzten Hände drückte und sagte, das sei eine Art Startkapital – ja, sicher, es sei eine Menge Geld, aber er sehe Babo an, dass er hart arbeiten würde und ganz sicher einen Gewinn für die Firma darstelle. Wenn er im Übrigen sonst noch etwas brauche, solle er nicht zögern und Fred Hallworth um Hilfe bitten.

Das war eine Freundlichkeit, mit der Babo nicht gerechnet hatte. »Ich würde dennoch gern heute schon anfangen, Sir«, sagte er, bevor er den Raum verließ, die Fünfzig-Pfund-Note fest in der Hand.

Fred Hallworth erwies sich als Babos Beschützer und Mentor in London. Er sorgte dafür, dass Babos Foto mit der Schlagzeile WILLKOMMEN BEI JOSEPH FRIEDMAN & SONS, DHARMESH PATEL in der Septemбераusgabe der Firmenzeitung abgedruckt wurde. Babo schnitt den Artikel samt Foto noch am selben Tag aus und schickte ihn seinem Vater, der ihn liebevoll mit Babos College-Zeugnissen, dem Abschiedsfoto aus The Hindu und dem offiziellen Einstellungsbrief der Firma aufbewahren würde.

Fred war schon auf den ersten Blick sympathisch. Er war groß, bärtig, hatte Hände wie zum Steine zermahlen und eine Stimme, die bestens zu dem flotten MG passte, mit dem er herumkurvte, aber er war auch ein erstaunlich guter Zuhörer, und in jenen frühen Tagen war es eine Wohltat für Babo, ein offenes, verständiges Ohr für seine Sorgen gefunden zu haben. Fred war so oft in Indien gewesen und belieferte Prem Kumar schon seit so langer Zeit, dass Babo das Gefühl hatte, Fred verstand genau, woher er kam.

Jeden Tag aßen sie im Brewer's Inn zusammen zu Mittag, und jeden Tag scherzte Fred: »Wie wär's mit einem Glas Bitter, Bob? Oder einem Steak oder einer Pastete mit schönen saftigen Nierchen?«, und wusste, dass Babo nur gutmütig lachend sagen würde: »Heute nicht, Fred. Ich glaube, ich bleibe bei dem, was ich immer nehme«, und sich ein Käsesandwich und einen Orangensaft bestellte.

Babo lernte, Fred nicht mehr Mr Hallworth zu nennen. Wenn sie nicht im Büro waren, ging es leichter, aber in den Räumen von Joseph Friedman & Sons verfiel Babo sofort wieder in seinen lange eingeübten Ton der Ehrerbietung, den er Älteren gegenüber gewohnt war. Es dauerte seine Zeit, bis er sich an die in England fehlende Strenge und Steifheit zwischen den Generationen gewöhnte. Zuhause wäre es zum Beispiel unmöglich gewesen, mit einem seiner Professoren eine Tasse Tee zu trinken oder ihn mit seinem Vornamen anzureden. Sich das nur vorzustellen! Oh, hallo, Harindranath. Guten Morgen, Subramanium! Das war undenkbar. Und noch undenkbarer war, dass sich ein Professor während des Unterrichts eine Zigarette ansteckte – und ein Schüler es ihm nachtat! In der Fachhochschule geschah das regelmäßig, was Babo trotz seines grundsätzlich rebellischen Charakters zunächst unangenehm war. Das jahrelange heimliche Rauchen hatte es ihm unmöglich gemacht, in aller Öffentlichkeit eine Zigarette zu genießen. Aber wie Fred ganz richtig sagte, richtete man sich am besten nach den Sitten des Landes, in dem man lebte, und so übte sich Babo darin, während des Unterrichts zu rauchen, bis es ihm so vorkam, als hätte er nie etwas anderes getan.

Alles, was er in diesen ersten Monaten in London erlebte, war weiterhin so verwirrend, dass Babo kaum wusste, womit

er in seinen Briefen nachhause anfangen sollte. England ist ein erstaunliches Land, schrieb er seiner Großmutter Ba in Gujarat. Überall gibt es Parks, in der ganzen Stadt. Manchmal riecht es auf dem Weg zur Arbeit intensiv nach feuchtem Laub, das sich in dieser Jahreszeit verfärbt und von den Bäumen fällt, und irgendwie erinnert mich der Geruch an Ganga Bazaar und natürlich an dich, Ba.

Seinem Vater berichtete er von der Genauigkeit des englischen Lebens. Dir würde es hier gefallen, Papa. Das Leben verläuft sehr geordnet. Die Autos folgen vorgegebenen Spuren, niemand hupt, und es gibt Zebrastreifen, an denen der Verkehr automatisch anhält, damit die Fußgänger sicher über die Straße gelangen - und es sind absolut keine Tiere auf der Straße, nicht mal Hunde! An einiges gewöhnt man sich natürlich nur schwer: Das Essen, selbst die Engländer werden da zustimmen, ist schrecklich, und dann das Wetter, es ist sehr kalt. Das Leben im LCC ist fürchterlich langweilig. Das Haus ist voller alter Opas, die den ganzen Tag über nichts anderes tun, als Karten spielen. Es gibt auch ein paar Jüngere, aber die stinken unerträglich, weil sie wohl nur einmal in der Woche duschen und jeden Tag die gleichen Kleider tragen. Die gute Nachricht ist, dass mir Mr Hallworth ein Zimmer im YMCA in Croydon besorgen will, wo ich für nur fünfzehn Shilling zusätzlich ein größeres Zimmer mit Fenster und Waschbecken bekomme, mit der gleichen wöchentlichen Verpflegung. Es gibt da auch einen Billardtisch und regelmäßige Scrabble-Abende. Ich freue mich schon darauf. Vielleicht finde ich Freunde in meinem Alter und fühle mich dann weniger allein.